

spruch in sich ist. Ich kann meiner eigenen Familie gegenüber distanziert sein, ich bin schließlich nicht gefragt worden, ob ich ihr angehören will und ich kann es nicht ändern. Bei der „neuen Familie“, der Kirche, aber werde ich sehr wohl gefragt bzw. *müßte* gefragt werden. Da wäre es höchstens denkbar, daß ich mich im Laufe der Zeit enttäuscht von ihr wieder innerlich distanzieren und auch äußerlich abwende. Im allgemeinen aber sind die Distanzierten jene, denen die Kirche nachgeht, um die sie wirbt, denen sie dient, für die sie da ist, aber sie sind nicht Kirche.

Kirche – Zeichen des Heiles für alle

Wenn alles, was „Welt“ ist, gleichzeitig „Kirche“ ist, wie bei uns in Österreich, wo alles getauft wird, was auf die Welt kommt, wo bleibt da der Modellcharakter der Kirche, wie kann sie Stadt auf dem Berge sein, Zeichen des Heiles?

Allen hat die Kirche zu dienen, niemand darf ausgeschlossen sein von ihrer Liebe, ihrer Sorge, allen verkündet sie die frohe Botschaft, zu allen weiß sie sich gesendet – aber nicht alle gehören zu ihr. Zu ihr gehören nur die, die ihre Einladung annehmen und sich ihr – selbstverständlich *freiwillig* und aus *Überzeugung* – anschließen, um, auserwählt zum Dienst und Zeugnis, in diesem Sinn durchaus als „elitäre Gruppe“ für die andern dazusein. Sie haben die Sache Gottes, die Sache der Kirche, zu ihrer eigenen Sache gemacht. Alles andere entspricht m. E. nicht den Weisungen und Kriterien des Neuen Testaments.

Kirche kann sich zwar nur als Gemeinde realisieren (Klostermann), aber die konkreten Erscheinungsformen von Gemeinde sind äußerst vielfältig und mannigfaltig, und es ist keineswegs die Konformität mit einem einzigen Gemeindemodell gefordert. Auf jeden Fall gefordert aber ist der Glaube. Die Kirche wird zwar immer Kirche der Sünder sein, nicht aber sein darf sie, was sie heute weithin ist: Kirche der Ungläubigen. Gewiß gibt es eine gestufte Kirchlichkeit: Katechumenen – Getaufte – Gefirmte, mit dem Vorfeld der Sympathisanten und Suchenden, aber niemals Kirche der Indifferenten, Ungläubigen, Kirchengegner, die bloß aus den ver-

schiedensten Gründen den Austritt nicht vollziehen.

Selbst bei den Massentaufen des Frühmittelalters hat man wenigstens verlangt, daß einer „verbrenne, was er angebetet hat, und anbete, was er bisher verbrannt hat“, heute aber braucht er nichts zu verbrennen, kann seine Götter behalten, kann Gott dienen und dem Mammon, muß keineswegs allem entsagen, was er besitzt, von dem er besessen ist. Wir machen nur einen lächerlichen Pseudoexorzismus bei der Taufe, aber niemand wird den „Mächten und Gewalten“ entrisen, von niemand wird eine klare Entscheidung verlangt, im Gegenteil, so etwas wird als Rigorismus, Intoleranz, Konformitätsdruck verurteilt. Hört einer nicht auf die Gemeinde, gilt er keineswegs als Zöllner und Sünder, sondern gehört genau so dazu, liebt einer Vater und Mutter, Hab und Gut und das eigene Leben viel mehr als den Herrn Jesus Christus, ist das ganz selbstverständlich und alles andere überspitzte Forderung wild gewordener Rigoristen. Wer gibt uns eigentlich das Recht, die klaren Forderungen des Neuen Testaments zu ignorieren? So erhalten wir uns zwar Millionen von Kirchenbeitragszahlern, verzichten aber auf eine Kirche, die für ihre Umwelt das Zeichen des Heiles ist, das Heil sichtbar macht und bewirkt. Freilich könnte man sich fragen, wozu man dann überhaupt eine Kirche braucht, wenn sie ihre Sendung nicht mehr erfüllen will.

Joseph Höffner

Minderheitenkirche statt Volkskirche?*

Die beiden Gegentypen „Volkskirche“ und „Gemeindekirche“ werden von den modernen Autoren keineswegs als gedankliche Modelle (Idealtypen) verwandt, sondern mit dem Anspruch ausgestattet, wahre Abbilder der geschichtlichen Wirklichkeit (Realtypen) zu sein. Diese idealistische Apriori-Methode über-

* Der folgende Beitrag ist ein sehr knapper Auszug aus einem Vortrag Kardinal Höffners zum Thema „Minderheitskirche statt Volkskirche“, Köln 1973, Presseamt, den wir mit Zustimmung des Verfassers als seinen Beitrag für das Forum veröffentlichten.

sieht die Vielfalt des geschichtlichen Geschehens und ist deshalb wissenschaftsmethodisch unhaltbar.

Läßt sich die religiöse Wirklichkeit der katholischen Gemeinden etwa des Westerwaldes oder der Stadt Neuss in den Jahren 1912 oder 1935 so einfach in das aprioristische, negativ geladene Modell der „Volkskirche“ pressen? Waren die Mitglieder jener Gemeinden damals in ihrem Gebetsleben, in ihren Ehen und Familien, in ihrer Arbeit, in ihrem Gottesdienst nur aus gesellschaftlichen Gründen und nur dem Namen nach katholisch? Waren die am Herz-Jesu-Freitag gefüllten Kirchen nur Ausdruck einer erbärmlichen Heuchelei? Sind die Seelsorger jener Gemeinden damals wirklich so blind gewesen?

Das einheitliche christliche Milieu, das im 19. Jahrhundert in vielen Gegenden gegeben war, besagt nicht, daß es dort keine glaubensstarken, überzeugten und innerlich-frommen Christen gegeben habe. Tradition ist mehr als bloß äußerliche Konvention. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß mit dem geschlossenen Milieu die Gefahr eines veräußerlichten Gewohnheitschristentums gegeben ist.

Eine saubere wissenschaftliche Methode verlangt, daß die reiche Vielfalt des geschichtlichen Geschehens nicht durch einige willkürlich herausgegriffene Züge verallgemeinert und damit vergewaltigt wird. Auch in früheren Jahrhunderten war die Geschlossenheit des katholischen Milieus keineswegs so stark, wie oft behauptet wird.

Auch gegen die Idealisierung der sogenannten „Gemeindekirche“ sind wissenschaftsmethodisch Bedenken vorzubringen, weil auch hier ein aprioristischer Idealtyp über die geschichtliche Wirklichkeit gestülpt wird. Es sollte uns stutzig machen, daß selbst die christlichen Gemeinden der Urkirche, die doch offensichtlich der modernen Gemeindekirche als Vorbild dienen, keineswegs nur Ausdruck der Liebe und Brüderlichkeit gewesen sind. Der heilige Paulus beklagt sich über die „Spaltungen“ in der Gemeinde von Korinth. Im Hebräerbrief liest man, daß manche Christen nicht mehr an der Eucharistiefeyer der damals noch sehr kleinen, überschaubaren Gemeinde teilnahmen. Ernst und liebevoll mahnt der Brief: „Wir wollen von unserer Versammlung nicht fernbleiben,

wie es bei einigen Gewohnheit ist“ (Hebr 10,25). Es gab auch in der damaligen „Gemeinde der Brüder“ gute und weniger gute, treue und „kirchenscheu“ gewordene Christen. Würde es heute anders sein, wenn unsere Gemeinden auf 30 oder 80 Mitglieder zusammenschrumpften?

Gesetz der Spirale

Geschichtliches Denken wird weder die sogenannte Volkskirche noch die sogenannte Gemeindekirche verketzern, aber auch nicht idealisieren, sondern beide in ihren jeweiligen Chancen und Grenzen sehen. Die Erfahrung deutet darauf hin, daß die besondere Versuchung der großen Gemeinde die Passivität ist, während die kleine „Brüder-Gemeinde“ für Exklusivität und Hybris anfällig zu sein scheint.

Im heilsgeschichtlichen Aon zwischen der Himmelfahrt des Herrn und seiner Wiederkunft gibt es keine allzeit gültigen Idealformen der christlichen Gemeinde. Sowohl die sogenannte Volkskirche als auch die sogenannte Gemeindekirche stehen unter dem Gesetz der Spirale: Alle Mitglieder der Gemeinde sind unterwegs, einige mit der Gnade Christi vielleicht nahe der Mitte, andere noch am äußersten Ende der Spirale, wieder andere auf halbem Wege zur Mitte, andere auch auf der Flucht vom Innern der Spirale wieder nach außen.

Die sogenannte Volkskirche und die sogenannte Gemeindekirche sind – als Realtypen verstanden – keine einander ausschließenden Gegensätze. Die Grenzen sind in der geschichtlichen Wirklichkeit fließend. Auch gibt es keine Epochen, in denen für die Gesamtkirche nur die eine oder die andere Form verwirklicht gewesen wäre.

Für das Spannungsverhältnis „Minderheitskirche statt Volkskirche“ ergeben sich *sechs*

Folgerungen:

1. Der Sendungsauftrag Christi: „Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen; wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16, 15–16; vergleiche Mt 28, 19; Lk 24,47; Apg 1,8) läßt es nicht zu, als Ziel der Verkündigung von vornherein und grundsätzlich nur die kleine Gemeindekirche hinzustellen

und das breite Volk – selbst dann, wenn es gläubig werden will – zurückzuweisen.

2. Die These, daß die christliche Gemeinde nur eine Elite der Vollkommenen sein dürfe, übersieht, daß die Kirche eine Kirche der Sünder ist (vergleiche LG 8, GS 43).

3. Das Bekenntnis aller oder vieler Einwohner einer bürgerlichen Gemeinde zum katholischen Glauben darf weder zur Uniformität noch zur Anonymität führen.

4. Wenn auch der göttliche Sendungsauftrag die Christen verpflichtet, allen Menschen die Frohbotschaft zu verkündigen und „alle zeitlichen Dinge... so zu durchleuchten und zu ordnen, daß sie immer Christus entsprechend geschehen und sich entwickeln“ (LG 31), ist doch die typische Situation der Kirche im heilsgeschichtlichen Äon zwischen Sündenfall und Parusie nicht das einheitlich-christliche, sondern das pluralistische Milieu.

5. Charakteristisch für die Welt von heute ist ein ausgeprägter religiös-weltanschaulicher Pluralismus, der sich naturgemäß auf die Lebensbedingungen und Wirkmöglichkeiten der katholischen Pfarrgemeinden auswirkt.

6. Die Kirche vermag – auch in der Gestalt der Pfarrgemeinde – in der pluralistischen Gesellschaft auf die Dauer nur soweit gegenwärtig und wirksam zu sein, als „das Zeugnis der Christen“ reicht (GS 76).

Es wäre kurzsichtig, sich auf überkommene Gewohnheiten und rechtlich gesicherte Stellungen zu verlassen. Fehlt das lebendige Zeugnis der Christen, das sich „im Bereich der Arbeit, des Berufes, des Studiums, der Wohnstätte, der Freizeit, des kameradschaftlichen Zusammenseins“ auswirken muß (LA 13), so wird die Kirche den geistigen Raum der modernen Gesellschaft nicht mehr füllen, und es werden andere Kräfte eindringen und sich durchsetzen. Fehlende Glaubenssubstanz kann durch gesetzliche Sicherungen nicht ersetzt werden. Entscheidend ist vielmehr „das Zeugnis eines lebendigen und gereiften Glaubens“ (GS 21).

Die *extensive* Präsenz der Kirche ist erfreulich groß, wie es etwa der vielfältige Dienst der Caritas und die Opferbereitschaft für die Werke Misereor und Adveniat bezeugen. Entscheidend kommt es freilich auf die *intensive* Präsenz der Kirche an. Hier fehlt es weithin, und es wäre töricht, die religiöse Krise, die besonders die jüngere Generation erfaßt

hat, leugnen zu wollen. Aber zum Teil handelt es sich um Anpassungsprozesse an die neuen Verhältnisse der modernen Welt und um einen Wandel der Formen des religiösen Verhaltens.

Bernhard Honsel

Für eine Strategie der offenen Gemeinde

Vom Evangelium her scheint es mir sicher, daß Jesus keine Elitekirche wollte. Zwar ruft Jesus einerseits die Jünger in seine Nachfolge und stellt harte Anforderungen an sie. Andererseits wendet er sich *allen* Menschen zu, in besonderer Weise sogar den Gescheiterten, den Gestrandeten und den zu kurz Gekommenen. Er hat mit ihnen Tischgemeinschaft. Er akzeptiert sie. Darin liegt eine große Spannung. Die Kirche, wenn sie Gemeinde Jesu sein will, muß ebenfalls diese Spannung zulassen – aushalten.

Von der Situation der Menschen her erscheint mir die Konzeption Kirche = Gemeinde in der Form, wie Schilling sie anfangs schildert, an der Wirklichkeit vorbeizugehen. Jeder Mensch durchläuft in seinem Leben viele Phasen. Es gibt Zeiten der Faszination oder des Druckes, in denen der Mensch von einer Sache gewissermaßen besetzt ist – Schule – Hobby – Beruf – Liebe –, alles andere tritt dann zurück, unter Umständen auch seine Verbindung zur Gemeinde. Viele Menschen haben die religiöse Erziehung in der Familie und in der Gemeinde nicht als Hilfe zur Selbstfindung, zur persönlichen Freiheit erfahren, sondern eher als Verfremdung. Für diese kommt notwendig eine Zeit der Absetzung – der Distanz.

Durch Begegnungen, den Tod naher Angehöriger etc. kann sich eines Tages die Frage der Einstellung zur Gemeinde und des Mituns in ihr ganz neu stellen. Ich habe in den Jahren als Pfarrer sehr oft erlebt, daß Menschen, die lange Jahre distanziert waren, sich neu öffnen und heute qualifizierte und engagierte Mitarbeiter sind. – Wenn diese alle in der Zeit der Distanz als nicht dazugehörig abgetan worden wären, wäre für viele der Schritt zum Wiedereintritt sehr viel schwieriger gewesen.